

Unverkäufliche Leseprobe



Constantin Göttert
Steiners Geschichte
Roman

479 Seiten. Gebunden
ISBN: 978-3-406-66757-2

Weitere Informationen finden Sie hier:
<http://www.chbeck.de/13664961>

Teil I

Eins

Ina stellte den Motor nicht ab, auch die Scheinwerfer nicht, sie kurbelte nur das Fenster einen Spalt weit hinab, sodass ich einen Moment lang dachte, sie wolle einem Mann, der drüben am anderen Ufer entlangging, etwas zurufen.

Sie hatte kurz geweint. Jetzt blickte sie mit ruhig an- und abschwellender Brust über ihre kleinen Hände, die immer noch auf dem Lenkrad ruhten, hinweg auf die dunkle March.

«Du willst jetzt dort hingehen?», fragte ich. «Und warum?»

Ich wusste es. Sie suchte eine Geschichte. Eine Geschichte über ihren Großvater.

Sie schob den Türhebel hoch. Mit dem Ellenbogen stieß sie die Tür auf, setzte zuerst einen Stiefel aus dem Wagen, bevor sie mit dem Körper nachrutschte und den sich bereits deutlich unter ihrer Jacke wölbenden Bauch vom Druck des Lenkrades befreite. Mit beiden Händen fasste sie nach dem Wagendach, zog sich aus dem Wagen heraus.

In einem Schlammloch sank sie ein, sie taumelte. Eine Krähe riss sich kreischend vor ihr aus dem schlammigen Unterholz. Ina sah ihr nach, bis sie hinter dem schneebedeckten Dach einer Fischerhütte verschwand. Ich widerstand dem Impuls, Ina nachzueilen. Ich drückte nur selbst die Wagentür auf und beugte mich hinaus, um besser sehen zu können, wohin sie ging. Ich wollte ihr etwas nachrufen, aber ich wusste nicht, was. Man konnte hören, wie die Eisschollen vom Flussufer brachen und leise an die Blechwand der vertauten Fähre klopften.

Der Geruch der faulenden Blätter in den quadratischen Netzen der Fischer stieg jetzt zu mir in die Kabine, die Fäulnis von morschem Holz.

«Jetzt komm schon!», rief sie. «Komm schon!» Dabei schlug sie sich

mit den behandschuhten Handflächen auf die Oberschenkel. Das sah aus, als wollte sie einen Hund zu sich rufen.

Die Gletscherwasser aus dem tschechischen Riesengebirge hatten den aufgeschütteten Kies überschwemmt, sie schaukelten die vertäute Fähre. *Hochwasser, kein Betrieb* stand dort, *Povodeň, žiadná prevádzka*. Ich erreichte Ina, fasste nach ihrer Hand, um ihr über die Absperrung zu helfen. «Pass auf», sagte ich. Sie setzte den zweiten Fuß über die Kette, schlug sich den Schnee vom Mantelsaum, und noch halb in dieser Bewegung beugte sie sich zu mir und küsste mich auf die Wange.

Die Tür war nur mit einem Riegel gesichert. Ina löste den Mechanismus. Sie bückte sich vor mir in die Kajüte, fasste nach meiner Hand. Ich missverstand sie. «Die Streichhölzer», sagte sie, «gib mir die Streichhölzer.»

Aus einer rußigen Laterne fiel Licht in einen Raum von sieben oder acht Quadratmetern: ein Tisch, ein Stuhl, eine abgelegte Lesebrille, drei Fotos, ein Stapel leerer CD-Hüllen, eine halb ausgetrunkene und eingedrückte Flasche Mineralwasser.

Ich rückte die Lampe in die Mitte des Tisches. Dabei schwappte etwas Petroleum über meine Fingerspitzen. Der Verschluss fehlte. Es war warm und klebrig. Ich wischte es ab.

Ina griff nach einer Blechkanne, in der noch Reste von Kaffee schwammen, sie füllte zwei Tassen, klopfte Trockenmilchpulver aus einer Dose, als wäre sie hier zuhause. Sie trank nur einen einzigen Schluck, bevor sie sich erschöpft in den Stuhl fallen ließ.

«Und jetzt?», fragte ich.

Sie sagte: «Ich weiß es nicht.»

In einem aufgeschlagenen Buch hatte der Fährmann die Anzahl der Fahrgäste aufgelistet, in Spalten getrennt zwischen *Autá*, *Motocykle* und *Bicykle*, alles in Kurrentschrift, die zu lesen mir Mühe machte. An manchen Wintertagen setzten nur vier oder fünf Personen über die March, aber wegen des Hochwassers war er jetzt schon seit fünf Tagen ohne Fuhre gewesen.

Ich begriff nicht, was mich das anging. In den langen Stunden, in denen er auf Passagiere wartete, zeichnete der Fährmann Aulandschaften in die leeren Spalten oder Akte von jungen Mädchen, von Moos überwachsene Bunker. Ein roter Buntstift mit abgebrochener Spitze klemmte in der Mulde zwischen den auseinanderfallenden Seiten, in einem Gurkenglas auf dem Regal über dem Schreibtisch steckten weitere.

«Ich weiß es doch nicht», sagte Ina noch einmal. «Wie soll ich es wissen?»

Ich erschrak über ein Klopfen an der Tür. Es war aber nur ein Stück Treibholz, das klopfte, kein Mensch.

Es ist nicht so, dass mich nicht schon früher einiges an Ina irritiert hätte. Aber als sie jetzt aufstand und damit begann, die Laden des Schreibtisches zu durchwühlen, hätte ich sie am liebsten gepackt und zurück ins Auto gezogen. Ich wollte nicht hier sein.

Alte Fahrtenbücher, die sie von vorne bis hinten durchblätterte: Autos, Motorräder, Fahrräder, daneben weitere Zeichnungen des Fährmannes: Mädchen und Jungen, mit Kugelschreiber, Bleistift, Buntstiften. Irgendwelche zusammengeknüllten Rechnungen, die sie aufblätterte und vor sich auf dem Schreibtisch glatt strich.

Damit ging alles los. Ich bemerkte es zuerst nur an dem leisen Rascheln, mit dem das Papier in ihrer Hand zitterte, und daran, wie sich ihr Kopf zwischen ihren Schulterblättern heraushob, als wäre er die ganze Zeit über zu weit in ihrem Körper gesteckt. Sie blickte mich an und dann das Papier.

Ich fragte: «Was ist?»

In manchen Momenten denke ich, es hätte alles anders kommen können, hätte sie damals dieses Stück Papier, diesen Einkaufszettel über zwei Bleistifte und einen Packen Briefpapier nicht gefunden.

Sie antwortete sehr leise: «Limbach.»

Auf Inas Strickhandschuhen waren gelbe Sterne, dort wo die Fingernägel waren. Ein solcher gelber Stern ruhte jetzt knapp unter diesem Wort. Es war die Adresse des Papierhändlers.

Ich muss sagen, dass ich diesen Namen kannte. Es war unmöglich, mit Ina zusammen zu sein und nicht mit diesem Namen konfrontiert zu werden. Limbach war ein Dorf in der Slowakei. Ihr Großvater, den alle nur den Steiner nannten, war dort aufgewachsen. Aber natürlich war dieser Name viel mehr. Er war eine zerstörte Hoffnung, eine Sehnsucht, ein einziger Schmerz. Aber das begriff ich damals noch nicht so gut wie heute.

Ina nannte nur wieder diesen Namen, «Limbach», und löste sich aus meinem Griff, während der gelbe Stern noch unter dem Wort ruhte. Sie stand auf, ging einen Schritt auf die Tür zu, blieb dort aber nicht stehen, sondern drehte sich nach mir herum, als wollte sie etwas sagen. Sie sagte aber nichts.

Steiner war tot. Ich zog mein Handy heraus, um das Datum abzulesen. Er war vor genau vierzehn Tagen gestorben.

«Wir können den Fährmann ja einfach fragen», sagte ich. «Wir kommen morgen wieder und fragen ihn nach diesem Ort. Wenn er dort wohnt, wie du glaubst.»

«Morgen?», höhnte sie.

«Oder wenn die Fähre wieder fährt. Wir nennen ihm den Namen deines Großvaters, vielleicht weiß er von jemandem, der noch mit Steiner bekannt war.»

Und später würden wir dorthin fahren, sagte ich.

«Wann später?», fragte sie.

Die Spitze meines Zeigefingers pendelte auf ihren Bauch zu, aber ich sagte es nicht. Es gab Worte, die sprachen wir nicht aus. *Schwangerschaft* war so ein Wort, das Wort *Geburt*, das Wort *Kind*. Es war eine stille Abmachung, die in den letzten Wochen immer verbindlicher geworden war.

Ich könnte nicht genau beschreiben, wie sie mich jetzt ansah, auf jeden Fall fühlte es sich bedrohlich an.

Sie stellte die Tasse hin, rückte den Stuhl, auf dem sie gesessen war, zurück an den Schreibtisch.

Durch die Luke fiel jetzt etwas Licht in die Kajüte und verfang sich in

ihren Haaren. Die Wolkendecke war ein Stück aufgerissen. Ein halber Mond hing über dem Flusslauf, im Gebüsch lag noch etwas Schnee. Man sah die verfallenen Fabrikschlote am slowakischen Ufer und flussabwärts die Stumpen der Brückenpfeiler im silbrig-trüben Wasser.

Ich legte meine Hand in die Grube zwischen Inas Schulterblättern. Ich roch die Feuchtigkeit in ihrem Mantel. Ich konnte spüren, wie sehr sie die Haltung anstrengte, aber sie beugte sich jetzt hinaus wie ich zuvor, als könnte sie von hier aus durch die Dunkelheit bis zu diesem Limbach sehen, in ein unbekanntes Land und bis zu einem alten Hof, von dem sie nichts wusste, außer, dass er verloren war.

Es war nicht so, dass sie oft von ihrem Großvater sprach. Aber ich erinnere mich daran, dass sie vor ein paar Tagen gesagt hatte, die Last der Großväter drücke auch die Enkel oder irgendetwas, das so ähnlich geklungen hatte. Es war gar nicht ihre Art, so zu reden.

Vor fast 70 Jahren hatten die tschechoslowakischen Kommunisten die Reste einer alten Steinbrücke sprengen lassen, um das, was sie unter dem Namen *Republikflucht* mit langen Gefängnisstrafen, Sippenhaftung und Berufsverboten ahndeten, zu verhindern. Dieselbe Steinbrücke endete immer noch im Nichts, im Nichts der Grenzregion, immer noch in dieser Stille, dachte ich, die seit meiner Kindheit über der March hängt.

An die Luke gedrängt, blickten wir eine Weile auf die Stumpen der Brücke, und als sich unsere Augen an die Dunkelheit gewöhnt hatten, sahen wir, wie sich das dunkle Wasser dort fast lautlos teilte. In der Dunkelheit einer Marchfelder Kindheit waren das die Zähne eines Ungeheuers gewesen. Ein rostiges Schild warnte vor der Besteigung der Stumpen, ein anderes sagte: *Achtung Staatsgrenze!* und rostete im frostigen Schilf.

«Wieso bin ich nie dorthin gefahren?», fragte sie.

Ich spürte, dass sie fror, aber als ich vorschlug, doch wieder zurück zum Wagen zu gehen und die Heizung anzustellen, auch dort könne man reden, streckte sie den Arm durch die Luke, zeigte auf eine Stelle in der Nähe der Brückenpfeiler und sagte: «Dort ist es passiert.»

«Was passiert?», fragte ich.

«Ich zeig's dir.»

Ich folgte dem Pochen ihrer Stiefel hinaus bis an die Auspuffe des Motorblocks. Der Schnee hatte eine kleine Haube auf den senkrecht in die Höhe stehenden Rohren gebildet.

«Der Kopf im Eis», sagte sie. Dort, bei einem Baum in der Nähe der gesprengten Brücke, sei es passiert.

Eine Erinnerung an ihren Großvater. Seit seinem Tod tauchten immer mehr solcher Geschichten auf. Während sie erzählte, schob ich meine Hände in ihre Achselhöhlen, sie öffnete die obersten Knöpfe meines Mantels und vergrub ihr Gesicht darunter. Und trotzdem spürte ich, wie sie vor Kälte zitterte.

An einem Wintertag im Jahr 1987 hatte es den ganzen Vormittag über geschneit. Das Läuten der Schulglocke schellte noch gedämpft durch den grauen, windigen Nachmittag, als Ina – die Kapuze mit einer Hand gegen die Schneeflocken in die Stirn gezogen – durch das Hoftor und vorbei an den verschneiten Beeten in ihr Elternhaus trat. An der Türschwelle streifte sie sich den Schnee von den Absätzen, sie klopfte sich die Jacke ab. Sie wollte ihre Schultasche abwerfen und dann in die Küche, um nach Arbeit zu fragen. Das war eine Selbstverständlichkeit. Aber als sie eintrat, stand ihr Großvater, der für gewöhnlich zu dieser Zeit auf der Küchenbank seinen Mittagsschlaf hielt, an der Tür. Er hatte sie durch das Fenster beobachtet, vor der Nässe ihrer Jacke wich er einen Schritt zurück. Er sagte: «Lass die Jacke an. Wir gehen an die March!» Er fasste nach ihrer Hand. Ohne sich auch nur den Hut gegen den Schnee oder den Mantel gegen die Kälte überzuziehen, trat er über Inas so viel kleinere Fußstapfen hinweg zurück auf die Straße und lief zwischen den verschneiten Buchen die Böschung hinunter, auch sie in der Gangart des Alters, wie Ina jetzt sagte. Steiner griff nur noch einmal nach ihrer Hand, aber wie jemand, der etwas nachsehen möchte, und während er auf ihre Hand blickte, sah sie im Gegenzug auf seine. Frische Schneeflocken hatten sich in den dunklen, großväterlichen Haaren verfangen.

Es war ungewöhnlich, dass er ihr die Hand gab, und sie fragte sich, ob das eine Bedeutung hatte, ob das mit ihrem Spaziergang an die March zusammenhing. Ihr Großvater wollte ihr etwas zeigen, spürte sie, aber als sie ihn fragte, gab er nur ein Murren von sich.

Der Weg führte damals nicht bis ganz ans Ufer. Hinter dem Friedhof mussten sie durch ein Stück Wald, in dem mehrere Warnschilder mit Totenköpfen auf die nahe Grenze hinwiesen. Inas Stiefel sanken bis zum Schaft in den Schnee. Sie spürte, wie der Schnee an ihren Zehen schmolz und wie diese langsam steif wurden. Aber sie klagte nicht. Sie war es gewohnt, nicht zu klagen.

Die March war seit mehreren Wochen gefroren, die bleierne eisige Luft hatte jeden anderen Spaziergänger vertrieben. Der Winter 1987, sagte Ina, sei einer der strengsten Winter ihrer Kindheit gewesen. Ihr Großvater und sie hielten einander an den Händen, als sie über das gefrorene Flussbett hinweg in die Tschechoslowakei blickten, in ein Land, das Ina nie betreten hatte und das ihr – obwohl über die gefrorene Eisdecke in wenigen Schritten erreichbar – wie unendlich weit entfernt erschien. Inas Großvater streckte nicht den Arm aus, wie es andere Großväter taten, wenn sie die Blicke ihrer Enkelinnen auf die Fische richten wollten, die wie goldene Schatten unter dem Eis schwammen, oder auf die Graureiher, die mit weit ausgebreiteten Schwingen so mühelos von einem Land ins andere wechseln konnten. Er stand einfach nur da, und da er so konzentriert nach drüben blickte, blickte auch sie so konzentriert nach drüben. Sie sagte: «Es war ein stiller Zorn in ihm. Den habe ich nicht verstanden.»

Man hatte auf der tschechoslowakischen Seite alle Bäume am Ufer gefällt, sodass das ganze Grenzgebiet gut zu überblicken war, eine von Stacheldraht bewehrte Mauer zog sich, so weit sie blicken konnte, am anderen Ufer entlang. Lange Zeit hörte Ina nur das Hundegebell. Sie hatte dabei an Haustiere gedacht, sagte sie mir jetzt, nicht an eine gegen Flüchtende abgerichtete Hundestaffel. Der Wind wehte knatternde Motorengeräusche und das Knarzen von Schnee unter Gummireifen zu ihnen herüber. Ein Jeep hielt unter einem der Wachtürme: vier Soldaten in

eng anliegenden Wollmänteln, die sich gelangweilt den Schnee von den Augenbrauen wischten. Nur der Fahrer erhob sich im Fahrersitz, als hätte er etwas gehört. Er drehte den Kopf nach links und nach rechts, und schließlich blickte er über die March. Er bemerkte Ina und ihren Großvater. Er winkte. Ina betonte, der Mann habe gelächelt, es sei eine freundliche Geste gewesen, einen Großvater und seine Enkelin betreffend.

Wenn Großväter damals mit ihren Enkelinnen an der March standen und sagten: «Schau, dort drüben, das ist der Kommunismus», dann hieß das nichts anderes als: «Dort drüben ist das Ende der Welt.» Nur die Stumpen der alten Eisenbahnbrücke und die Ruinen der Zuckerfabrik am gegenüberliegenden Dorf zeugten von einer anderen Zeit, aber die war Ina unbekannt. Das Wichtigste, was es über diesen Fluss zu wissen gab, war, dass man ihn nicht betreten durfte. Man durfte im Sommer nicht darin schwimmen, man durfte im Winter nicht darauf eislaufen. An diesem Fluss durfte man nur entlanggehen. Er kennzeichnete das Ende der betretbaren Welt. Hinter diesem Fluss lauerte eine diffuse Bedrohung, aber wenn sie fragte, welche Bedrohung, gab man darauf keine Antwort, die sie hätte verstehen können.

Ohne zu verstehen, warum die tschechoslowakischen Soldaten am anderen Ufer mit ihrem Jeep auf und ab fuhren, winkte Ina ihnen zu. Sie waren aus ihrer Starre erwacht und winkten zurück. Sie warfen Kuss Hände aus dem offenen Verdeck heraus über die March nach Österreich, und sie fing sie auf und warf sie zurück. Sie winkte mit der Ausgelassenheit eines Kindes, das von Politik und Totalitarismus nichts wusste.

Ihr Großvater beobachtete das. Er kommentierte es nicht, aber nachdem einige Küsse auf diese Weise hin und her geflogen waren, fasste er nach ihrem Arm, damit sie die Küsse der Soldaten nicht mehr einfangen konnte. Sie blickte zu ihm hoch. Und als er spürte, dass sie ihn ansah, streckte er die Hand aus. Er wollte, dass sie sah, was er tat.

Steiner habe die Hand ausgestreckt, erzählte Ina, und er habe mit seinem ausgestreckten Zeigefinger jeden Einzelnen der tschechoslowakischen Soldaten am anderen Ufer der March erschossen.

Ina erschrak darüber. Sie verstand es nicht.

Ihr Großvater schoss, und als es tatsächlich krachte, erschien ihr dieser graue, bis zum Nagelbett mit zarten Härchen überwachsene Finger wie ein mit übernatürlichen Kräften ausgestattetes Instrument, und sie wäre nicht verblüfft gewesen, die Soldaten am anderen Ufer nun tot über den Seitentüren aus ihrem Jeep hinaushängen zu sehen. Ihr Großvater, der Magier, hatte sie erschossen.

Wieder krachte es. Aber der Finger des Großvaters schoss nicht mehr.

Sie bemerkte zuerst, dass sich der Händedruck ihres Großvaters veränderte. Immer noch hielt er ihren Arm, aber jetzt presste er ihr das Fleisch zusammen. Er tat ihr weh. Auch im Gesicht ihres Großvaters hatte sich etwas verändert. Die verbissene Ernsthaftigkeit, mit der er die Augen zusammengekniffen und auf die Soldaten gezielt hatte, war einer ängstlichen Angespanntheit gewichen. Es sah ganz so aus, als erwarte ihr Großvater etwas Schreckliches. Ina blickte auf das andere Ufer zurück. Die Soldaten saßen alle noch gesund in ihrem Jeep, aber sie winkten nicht mehr, alle vier hatten sich aus ihren Sitzen erhoben. Sie starrten auf etwas im Fluss, und jetzt sah auch Ina, dass sich der Fluss verändert hatte. Ein Riss hatte die Eisdecke gespalten, und dort, wo eine Scholle die andere überlagerte, klaffte ein Loch.

Ein Soldat sprang über die Seitentür aus dem Jeep, lief ans Ufer und blieb dort breitbeinig stehen. Es schien, als würde er den anderen Befehle erteilen: kurze, stakkatoartige Silben, unter denen die anderen es ihm gleichtaten. Und weil nun alle so dreinblickten, als würde etwas Schreckliches geschehen, spürte auch Ina, dass etwas Schreckliches geschehen würde. Sie konnte sich nur nicht vorstellen, was das sein konnte.

Die drei Soldaten liefen ans Ufer, wo sie sich ebenso breitbeinig die Gewehre vom Rücken zogen. Sie legten an und zielten auf das Loch im Eis, und dabei riefen sie etwas. Es sah aus, als brüllten sie das Loch am Ende des Eisrisses an – ein unheimlicher, gleichzeitig komischer Anblick, bis Ina endlich den Kopf sah. Ein Kopf steckte dort im Eis, und

auf diesen Kopf brüllten die Soldaten ein. Jemand war eingebrochen. Und alle brüllten ihn an.

Die Soldaten wussten nicht, was zu tun war. Und auch ihr Großvater wusste nicht, was zu tun war. Er quetschte ihren Arm, dann klatschte er seine Hand plötzlich an ihre Schulter, um sie herumzudrehen, aber wenig später nahm er seine Hand wieder fort und sie blickten beide wieder auf die Soldaten. Einer war zurück in den Jeep geklettert, er kramte nach etwas, während die anderen drei aus blutroten Köpfen auf den Kopf im Eis einbrüllten. Sie bewegten ihre Gewehre wie Angelruten, als wollten sie den Eingebrochenen an unsichtbaren Schnüren aus dem Loch herausziehen. Der Mann im Jeep hatte ein Seil gefunden, das er einem der Männer vor die Füße warf. Der hob es auf, und starrte dann plötzlich über das Eis und direkt in Inas Augen.

Ina kreischte. Sie hatte Angst vor diesem Blick. Es war ein junger Bursche von vielleicht zwanzig Jahren. In einer Hand hielt er das zusammengerollte Seil, mit der anderen versuchte er, Ina und ihren Großvater zu verscheuchen. Er wollte sie vom österreichischen Ufer wegwischen. Er wischte einmal und Ina kreischte wieder und ein zweites Mal und ein drittes Mal. Dann hielt er inne, denn etwas Gewaltiges schoss aus dem Eisloch heraus. Es brüllte vor Schmerz und Angst. Ina sagte, es sei ihr damals vorgekommen, als laufe ein der Hölle entkommener Dämon auf sie und ihren Großvater zu, im Religionsunterricht hatte sie davon erfahren, dass der Teufel auf Bocksfüßen lief und sich in unheimlicher Geschwindigkeit fortbewegte. Wie schnell diese Füße auf das Eis hinabtrommelten, und eine Spur aus Wasser über den Schnee zogen.

Die Gestalt erreichte das österreichische Ufer, brach durch das Gebüsch und verschwand im Unterholz.

«Eine Wildsau», sagte Ina jetzt zu mir, «es war eine Wildsau. Als die Soldaten das bemerkten, lachten sie. Sie lachten wie Betrunkene, aber mit ihren Gewehren zielten sie immer noch auf das Loch im Eis. Es war ein helles, unnatürliches Lachen, und dieses Lachen war sehr nahe an einer Verrücktheit.»

Wir gingen zum Wagen zurück. Als das Kabinenlicht erlosch, saßen wir stumm nebeneinander, Inas Hand schon am Schaltknüppel. Es war still und so kalt, dass unser Atem dampfte.

«Was hat der Arzt gesagt?», fragte ich.

Sie nannte nur das Geburtsdatum im April, sonst nichts. Sie fragte, was heute eigentlich für ein Tag sei. Auf meine Antwort hin begann sie zu lachen, sie sagte aber nicht, warum sie gelacht habe. Sie wisse es nicht. Eine angebrochene Packung Erdnüsse klemmte im halboffenen Handschuhfach. Sie nahm eine heraus, knackte sie unter ihren schmalen Fingern auf, während Erdnussschalen auf ihren Bauch herabrieselten. Sie ließ den Motor an, aber stellte nur das Gebläse so ein, dass ihr die warme Luft auf den Hals strömte.

«Ich kann mir das einfach nicht vorstellen», sagte sie.

Zuerst dachte ich, sie meinte das Kind und die Geburt, das Ausmaß eines Kinderkopfes – all das, was sie in den ersten Monaten ihrer Schwangerschaft immer wieder vorgebracht hatte: Einwände gegen die Möglichkeit einer Geburt. Aber sie starrte in die Dunkelheit am gegenüberliegenden Ufer. Sie dachte an Steiner.

Wie schön sie war in ihrer Schwangerschaft, dachte ich.

Sie aß drei oder vier Erdnüsse, knüllte die Packung zusammen und warf sie zurück ins Handschuhfach. Sie ließ ihren Kopf von der Nackenstütze an meine Schulter rutschen und atmete ruhig, als würde sie bald einschlafen.

«Ich liebe dich», sagte sie, und ich sagte, dass ich sie auch liebe. Die warme Luft prickelte an der Haut.

«Stört es dich, wenn ich das Fenster ein kleines Stück aufmache?»

Sie wollte den Fluss hören. Manchmal war das ein Schmatzen, manchmal ein gieriges Schlürfen. Es hatte wieder leicht zu schneien begonnen, aber die Flocken schmolzen rasch an der sich erwärmenden Frontscheibe.

Wir fuhren nur wenige hundert Meter zurück ins Dorf. Dort lag ein Gasthaus, hinter dessen gelben Butzenscheiben das Dorf lachte. Wir

gingen noch nicht hinein, sondern standen unter dem Vordach, als würden wir die Speisekarte studieren. Die Bäume im Gastgarten trugen noch die Halloweenkürbisse vom Vorjahr in den kahlen Ästen.

Die Melodie einer Kirchenorgel ertönte so unscheinbar in der kalten Luft, dass ich sie zuerst nicht bemerkt hatte, Schritte knirschten im Kies, und alle Augenblicke zog jetzt jemand die Tür zum Gasthaus auf.

«Lass uns reingehen», sagte Ina. «Mir ist kalt.»

Wir setzten uns an einen der freien Tische am Fenster und hielten die frostigen Hände über eine Kerze.

Aus Speisekarten, in denen die Preise immer noch in österreichischen Schillingen angeschrieben waren, bestellten wir Salat, zwei Gemüsestrudel, und als die Wirtin mit unseren Bestellungen verschwunden war, rief Ina ihr an die Theke nach, sie wolle doch Fleisch, egal welches, einen Fleischstrudel oder faschierten Braten.

Viele der Gesichter, die sich unter den nikotingelben Lustern über die Teller beugten, waren mir aus den Schulbänken meiner Kindheit vertraut. Später hatte ich ihre Kinder unterrichtet und ihnen am Elternsprechtag die Hände geschüttelt.

Ich beugte mich vor, bis die Kerze meine Augen wärmte.

«Habe ich dir je erzählt, wie das war, als ich Gewissheit hatte?», fragte Ina.

Auch sie war am Tisch vorgerückt, um sich das Gesicht an der Kerze zu wärmen.

«Ich meine», sagte sie, «schwanger zu sein. Du weißt, ich habe ja lange nicht daran geglaubt. Aber dann wusste ich es. Und da war so ein Bedürfnis danach, es dir sofort zu sagen. Aber du warst ja in der Schule. Ich wollte sofort zu dir», sagte sie.

Sie habe die Badezimmertür offen gelassen und auch die Haustür, alle Lichter angelassen und sei hinaus auf die Straße, über den Rübenlagerplatz, der an diesem warmen Herbsttag hüfthoch mit Rüben aufgeschüttet gewesen sei, über Nacht habe die Rübenkampagne begonnen,

ihr sei das nicht aufgefallen. In diesem süßen, erdigen Duft der von der Sonne aufgewärmten frischen Rüben habe sie den Wagen gestartet, in der anderen Hand noch immer *das Ergebnis*, wie sie es nannte, eingewickelt in ein Papiertaschentuch. Die zehn Kilometer bis in die Bezirkshauptstadt sei sie zu schnell gefahren, sagte sie, erst auf der Bundesstraße sei ihr aufgefallen, dass sie in Trainingshosen und T-Shirt war, sie habe die Jacke zusammengerafft und sei durch die offenen Schultore gelaufen und über den blauen Linoleumboden über den Gang, auf dem es bereits gespenstisch still gewesen sei, und schließlich in meine Klasse hinein.

«Und in dieser Klasse», sagte sie, «bist du gewesen. Ich habe die Tür aufgedrückt, aber ich bin in der offenen Klassentür stehengeblieben. Ich habe dich nur angesehen, wie du da an der Tafel stehst: eine Hand in der Hosentasche, in der anderen das Kreidestück, und wie du sprichst, und wie du diese Fragen stellst, die keine Fragen sind. Und weißt du, was an der Tafel stand?»

Ich wusste es nicht.

«*Adam and Eve were the first humans.*»

Ich sagte: «Ich habe dich gar nicht bemerkt.» Ich war verblüfft. «Du warst in meiner Klasse? Das erzählst du mir erst jetzt?»

Sie sagte: «Deine Schüler haben mich gesehen, du hast mich nicht gesehen.»

Es war ungerecht, wie sie das sagte.

Sie lachte.

«Ach, komm! Es war lustig, wie du dort gestanden bist. Ich habe dich zum ersten Mal unterrichten gesehen.»

Sie äffte mich nach. Ich muss zugeben: Es war auch lustig, wie sie das tat.

Als die Wirtin unsere Teller brachte, lösten wir uns aus der Umarmung. Inas Wangen hatten sich in der Wärme der Kerze gerötet. Wir nahmen Messer und Gabel aus den Bierkrügen am Tisch, und obwohl ich Bedenken wegen des starken Ölgeruchs von Inas Fleischstrudel gehabt hatte, aß sie mit Appetit.

«Es ist schlimmer, wenn es Gerüche sind, die mich an etwas erinnern», sagte sie, als ich sie fragte. «Und dieser Ölgeruch erinnert mich an nichts Schlimmes.» Sie schnitt ein Stück ab. Es sah ungesund aus, aber sie kaute und schluckte und schnitt sofort ein weiteres ab.

Obwohl die schwerste Zeit hinter ihr lag, plagte sie die Übelkeit immer noch. Unsere Ärztin hatte ihr empfohlen, ständig eine Packung Kekse oder Erdnüsse bei sich zu tragen. Ich erinnerte mich jetzt daran, dass ich sie einmal, als ich nachmittags von der Schule heimkehrte, mit Putzeimer und Putztüchern im Vorzimmer angetroffen hatte. Sie hatte das ganze Haus geputzt, allein um das Putzmittel riechen zu können. Unter Ausreden, sie würde Kartoffeln holen, war sie in den Keller gelaufen, und später ohne Kartoffeln, aber vom Modergeruch schwindlig geworden, die Treppe nach oben zurückgetaumelt.

«Was ist?», fragte sie.

Sie hatte gesehen, dass ich lachte.

Ich erzählte es ihr.

Auch die Erinnerungen selbst hatten ihr Übelkeit verursachen können und konnten es immer noch, wie sie mir jetzt sagte: Gegenstände, Räume, sogar einzelne Worte wie *Prozent*, das ihr schon vor ihrer Schwangerschaft Übelkeit verursacht habe, «*Feinabstimmung*», sagte sie und hielt sich – ich wusste nicht, ob im Ernst oder im Spaß – die Hand vor den Mund. Auch Worte wie *Rückgabestelle*, *Überschuss*, *Abgaberegung*. Der Anblick bestimmter Fotos, die wir vor einigen Tagen auf dem Computer angesehen hatten: die roten Felsen am Strand vor unserem Hotel im letzten Urlaub auf Teneriffa seien möglich, das Strandhaus selbst jedoch unmöglich, sagte sie, ein Kleid, das sie dort gekauft hatte, unmöglich, sogar der Gedanke an die Gasse, an die Gerüche in dieser Gasse immer noch unmöglich. Eine Kette aus Muscheln jedoch, die ich einem fliegenden Händler aus seinem Bauchladen herausgekauft hatte, war möglich.

Sie lachte und ließ die Kette, die sie um das Handgelenk trug, auf den Tisch rasseln. Ein Stück Fleischstrudel stak auf ihrer Gabelspitze. Ich war froh, dass sie gerne aß.

Sie aß alles auf, und als die Wirtin unsere Teller abräumte, wollte sie Dessert: Palatschinken mit Nüssen und Schlagobers, die ich lachend bestellte. Sie drückte ihr Gesicht in meine Handschalen, ich mochte es, wenn meine Fingerspitzen sich in ihren Haarsträhnen verfangen.

Aber als ich eine Hand wegzog, sah ich, dass sie mit offenen Augen auf die Tischplatte starrte.

«Woran denkst du?», fragte ich.

Sie dachte an Steiners totes Gesicht, das wir vor vierzehn Tagen durch eine in den Sarg eingelassene Glasplatte gesehen hatten.

«Am liebsten hätte ich dieses Gesicht nicht gesehen», sagte sie, «ich denke an ihn, und es ist das Gesicht im Sarg, das nicht sein Gesicht ist», sagte sie, «er ist überhaupt nicht der Mensch im Sarg.»

Ich hätte ihr gerne gesagt, dass es besser wäre, an unser Kind zu denken, und ich wusste, es war höchste Zeit zu besprechen, was ein Kind überhaupt bedeutete. Nicht, dass ich gewusst hätte, was ein Kind bedeutete, aber ich dachte, es sei notwendig, darüber zu sprechen, was wir in der Zeit danach benötigen würden. Aber seit einigen Wochen war es unmöglich, das Wort *Kind* überhaupt nur auszusprechen. Ich verstand nicht, dass sie jetzt an den toten Steiner dachte und nicht an das Kind, das in ihr heranwuchs.

Ich sagte längere Zeit nichts, und auch sie sagte nichts weiter.

An einem Nebentisch unterhielten sich lautstark zwei Männer, ihr Gespräch war mir die ganze Zeit über aufgefallen, jetzt blickte ich hin, es sah aus, als würden die zwei in Streit geraten. Sie sprachen über die sogenannte *Schengen-Öffnung*, die im Jahre 2007 mit der Slowakei vereinbart worden war. Durch sie war es erlaubt, die Grenze erstmals ohne Passkontrolle zu überschreiten. Die Männer sprachen auch über die Fähre, und einer der beiden wiederholte, dass bald auch eine Brücke gebaut werden würde. Er sagte es, als wäre dies eine Drohung: Ja, bald würde man *denen* – als wäre es eine Brücke, die nur von einer Seite zugänglich wäre – auch noch eine Brücke bauen, und dann werde man sich noch ansehen. «Was glauben 'S, was dann alles zu uns rüberkommt?», fragte er sein Gegenüber, das offensichtlich anderer Meinung war, aber

wie üblich antwortete der Fragensteller selbst mit den Grundpfeilern österreichischer Fremdenangst und bei jedem Wort schnappte ein Finger aus seiner Faust heraus: «Kriminalität», sagte er, «Illegalität, Lohn-dumping.»

Auch Ina hatte sich nach dem Mann umgedreht. Ich war fast froh, dass sie durch die dörfliche Xenophobie, die in ganz Österreich so allgegenwärtig ist, dass sie gar nicht mehr als solche erkannt wird, von ihren Gedanken an Steiner abgekommen war.

Selbst in den sogenannten Qualitätszeitungen wurde die *Osterweiterung* immer wieder mit Metaphern der Naturkatastrophe diskutiert, als *Sturmflut*, *Überschwemmung*, sogar als *Ausländersunami* hatten die Journalisten diese Öffnung bezeichnet und dabei immer auch ein diffuses *Kriminalitätselement* in den Köpfen gehabt. Nachdem sich Diebstähle von Kupferkabeln häuften, schrieb der Boulevard einmal von Romabanden, dann von moldawischen Banden, von rumänischen, von ukrainischen. Als sich herausstellte, dass es sich tatsächlich um einen ehemaligen Bahnarbeiter handelte, der sich für seinen Ruhestand etwas dazu hatte verdienen wollen, hatte man in den Blättern nichts davon lesen können.

Auf zwei kleinen Tellern trug die Wirtin unsere Palatschinken an den Tisch. Ina stach mit der Gabel zweimal hinein und ließ die Schokoladensoße in die Tellergrube laufen. Sie schaufelte etwas Schlagobers auf ihre Gabel, aß aber nur einen einzigen Bissen, bevor sie den Teller zu mir herüberschob und sagte, sie könne nun doch nicht mehr, nein, nein, keine Übelkeit, sie habe einfach nur den Stauraum ihres Magens überschätzt.

Während ich aß, schob sie die Hand in die Manteltasche. Ich wusste, die Ablenkung von Steiner würde nicht lange anhalten können. Mit dem Fingernagel ihres Zeigefingers strich sie den Einkaufszettel des Fährmannes am Tisch glatt.

«Limbach», sagte sie.

Ich löffelte und ließ die Walnusskerne zwischen meinen Backenzäh-

nen zerbrechen, während ich auf Inas Lippen blickte, die das *M* in diesem Namen langzogen.

Sie habe diesen Namen nicht begriffen, sagte sie, immer aber habe er geschillert, aber unverständlich bis zuletzt, ein verlorenes Paradies, gleichzeitig aber auch ein Ort des Unterganges. «Ich frage die Großmutter nach diesem Ort, aber sie erzählt es nicht. Ich frage Steiner, aber er erzählt es nicht.»

«Erzählt was nicht?», fragte ich.

Ich mochte nicht, dass sie davon sprach. Ich mochte Steiner nicht.

«Vom Leben dort drüben», sagte Ina.

Diese Erzählungen, sagte sie, würden immer nur angefangen und dann ganz plötzlich abgebrochen. Sie habe sich deshalb nie etwas unter diesem Ort vorstellen können. Habe sie als Kind die Schönheit der Weinhügel und Buchenwälder am Fuß einer Bergkette im Kopf gehabt, so sei es vorgekommen, dass Steiner schon im nächsten Moment dieses Bild, das immer ein herrliches gewesen war, mit einem Handkantenschlag gegen die Tischkante zerschlug und aufstand mit den Worten, alles sei eine Schande. «Was für eine Schande?», habe sie gefragt und noch nicht gewusst, dass es unmöglich war, diese Frage zu stellen. Wenn von einem Augusttag erzählt worden war, von dem Duft reifer Marillen, die man in große Körbe gepflückt habe, wurde diese Marillenernte plötzlich mit einem Handkantenschlag abgebrochen, eine schweißtreibende Weinlese – ein Handkantenschlag, die Totgeburt eines Fohlens – ein Handkantenschlag. Obwohl Elemente dieser Erzählungen überall im Haus hingen, ein Pferdekummet etwa, das man *herübergerettet* habe, Stickereien, eine Fahne, habe man nie nach diesen Elementen fragen dürfen. Das Offensichtliche hatte nicht befragt werden dürfen, was etwa die Pferde mit diesem Pferdekummet gezogen hätten, ob das in den Bilderrahmen Gestickte eine Weinpresse darstelle, denn hinter all diesen Fragen lauerte doch immer die nächste und gefährliche Frage, nämlich jene danach, wo denn all das hingekommen sei. Sogar Steiners Arzt habe schließlich verboten, Steiner mit diesen Fragen aufzuregen.

«Die Vertreibung», sagte Ina jetzt dieses Wort laut.

An der Art, wie sie dieses Wort aussprach, konnte ich erkennen, dass sie es nicht verstand. Und auch ich verstand dieses Wort natürlich nicht.

Ein immer stiller und unheimlicher werdender Hass sei in Steiner gewesen, mit dem er sich tagelang völlig wortlos beschäftigte, immer intensiver beschäftigte. Er habe nur noch in immer kürzeren Sätzen, schließlich nur noch in schlagartigen, rohen Silben geantwortet und sich kaum von dieser Küchenbank erhoben.

Ich rückte den Teller an den Rand des Tisches. Ina kramte nach ihrer Geldbörse, ich sagte: «Ich mach das schon», weil ich annahm, sie wolle unser Essen bezahlen. Stattdessen zog sie ein altes Schwarz-Weiß-Foto aus einem Seitenfach und schob es über die Tischplatte zu mir hinüber.

Ein altes Bauernhaus war darauf zu sehen, im Hintergrund fette Weinreben und Bottiche – eine Szene bei der Weinlese. Ein etwa fünf- undzwanzigjähriger Mann mit Schnurrbart und ernstem Gesichtsausdruck, eine Frau im bodenlangen schwarzen Kleid, im Hintergrund Knechte mit Butten am Rücken, zu Steiners Füßen Kinder, die ängstlich in die Kamera blickten. Das stolze, strenge Stirnrunzeln dominierte das Bild, als wäre niemand sonst auf diesem Foto.

Ich kannte das Foto. Sie hatte es mir schon einmal gezeigt.

«Das war Steiner», sagte Ina. «Nicht dieses tote Gesicht, das ich im Sarg gesehen habe. Nicht dieser auf den Tod wartende Mann auf der Küchenbank, sondern dieser Mann hier.» Sie tippte mit ihren Nägeln auf den Kopf Steiners.

Ich nahm das Foto, warf es aber sofort wieder hin. Ich hatte Steiner nur an zwei Gelegenheiten gesehen, an einer davon war er tot gewesen. Ich mochte ihn nicht. Eine bedrohliche Ernsthaftigkeit ging von diesem Blick aus.

«Weißt du, woher ich das Foto habe?», fragte sie.

Sie hatte es mir schon erzählt, auch von der Unmöglichkeit, nach Limbach zu fragen, hatte sie mir schon erzählt. Aber sie erzählte alles noch einmal und es wäre gefährlich gewesen, sie jetzt zu unterbrechen: «Aus dem Müllsack», sagte sie fast ein wenig stolz. «Ich habe das Foto aus dem Müllsack gezogen.»

Ohne zu wissen, warum, griff ich jetzt doch wieder nach dem Foto. Ich fasste es mit zwei Fingern, aber ich wollte es nicht noch einmal ansehen, und als ich es einsteckte – ich weiß nicht, warum ich das tat –, beobachtete sie nur meine Hand und ließ dann den Blick durch das Fenster hinaus auf den Friedhof schweifen. Die Konturen der Kleinen Karpaten, die tagsüber am Horizont hinter dem Kirchturm sichtbar gewesen waren, hatten sich in der Dämmerung aufgelöst. Schwarze Rauchtrichter schraubten sich gleichmäßig über dem Kirchturm in das Abendrot.

Ina fror. Sie stand auf. Sie hatte Lust gehabt, in diesem Gasthaus zu Abend zu essen, wir waren seit Steiners Leichenschmaus nicht mehr hier gewesen, aber jetzt wollte sie zurück in den Wagen. «Sofort nach Hause fahren», sagte sie.

Ich zog den Mantel vom Stuhl. Als ich meine Hände in den Taschen vergrub, spürte ich die harten Kanten des Fotos.

«Ich warte draußen», sagte sie, als ich die Geldbörse aus der Manteltasche zog. Ich zahlte, schüttelte die Hand eines Schülers, an den ich mich nicht mehr erinnern konnte und der jetzt Montanistik studierte.

Als ich mich endlich aus dem Gespräch lösen konnte, stand Ina am Friedhofstor. Ich dachte, sie würde vorschlagen, zu Steiners Grab zu gehen, das sie – wie ich wusste – seit seinem Tod nicht besucht hatte. Aber als die Gasthaustür hinter mir ins Schloss fiel, führte sie mich außen am Friedhof entlang. Neben unseren eigenen Schritten knirschten jene der Vespergänger hinter den Friedhofsmauern.

Ina wollte Steiners Grab nicht sehen. Sie hasste sein Grab.

Wir umrundeten den Friedhof und stiegen in ihren Wagen. Sie steckte den Schlüssel ins Zündschloss und seufzte, und als ich meine Hand auf ihren kalten Oberschenkel schob, beugte sie sich zu mir, fasste mich mit der noch viel kälteren Hand an die Wange und küsste mich.

In dieser Nacht wachte Ina auf. Sie machte die Nachttischlampe an, richtete sich auf und fragte: «Willst du nicht ein paar Tage verreisen?»

«Verreisen?», fragte ich. «Aber ich muss doch unterrichten.»

«Aber du könntest doch einfach irgendwohin fahren. Ich glaube, es täte dir gut.»

«Irgendwohin fahren?», fragte ich. «Wie stellst du dir das vor?»

Sie knipste das Licht der Nachttischlampe wieder aus, aber ich konnte sehen, wie sie neben mir mit offenen Augen an die Decke starrte. Sie atmete hastig, rollte sich auf die Seite. Das tat sie, wenn ihr das Kind gegen den Magen boxte. Dieses neue Leben in ihr sei ihr unheimlich. Das hatte sie einmal gesagt, ich erinnerte mich jetzt daran. «Dass da etwas in mir ist und wächst, das ich nicht kenne.» So hatte sie es gesagt. Ich will nicht sagen, dass es mich glücklich machte, wenn ich meine Hand auf ihren Bauch schob, um die Bewegungen dahinter zu spüren. Sie fragte: «Spürst du es?», und ich sagte: «Ja, ich spüre es.» Das war alles.

«Ich möchte allein sein», sagte sie. Und gleich darauf knipste sie das Licht wieder an. Sie zog meine Hand von ihrem Bauch an ihre Lippen, wischte sich damit über die Augen.

«Du weinst?», fragte ich.

Sie lachte und sagte, alles sei nicht so schlimm, nur einige Tage, vielleicht zwei oder drei, sie müsse etwas für sich klären. «Du könntest doch zu deiner Mutter fahren», schlug sie vor. Dabei schmiegte sie sich wieder an mich.

Ich schlief sehr unruhig. Immer wieder suchte ich in der Nacht ihre Hand, und immer wieder wachte auch sie auf, beugte sich über mich, bedeckte mein Gesicht mit Küssen, wie sie es zuletzt vor vielen Jahren getan hatte, und weinte, bis sie erschöpft ins Kissen zurücksank.

Zwei

Ich hielt mich daran. Am nächsten Tag nach dem Unterricht verstaute ich den Rucksack im Helmloch meines Mopeds. Ich startete und fuhr an einem zerschmolzenen Schneehaufen vorbei, der ein Schneemann ge-

wesen war, hinaus auf die Straße, aber bog dort nicht rechts, sondern erstmals links ab.

Meine Mutter wohnte nur wenige Kilometer entfernt im nächsten Dorf, und trotzdem erschien mir diese Strecke nun unerträglich lang, als wäre es unmöglich, sie an einem einzigen Tag zu erreichen. Mit markantem Doppelkrächzen flatterte ein Fasan vor mir aus dem verschneiten Gebüsch am Bahndamm. Ich verriss kurz den Lenker und spürte, wie mir der Puls im Hals pochte. Der verlassene Bahnhof lag wie ein Abbruchhaus am Ortseingang. Ich erinnerte mich daran, dass zu meiner Kindheit hier noch Dieselloks den eingleisigen Damm entlangefahren waren. Als ich von der Hauptschule ins Gymnasium wechselte, waren zuerst die Fahrdienstschalter versperrt und geschlossen worden, später auch das Bahnhofscafé und die Wartehallen. Im Jahr meiner Matura waren Türen und Fenster mit Brettern vernagelt worden und bald schon sah man Mauern und Fenster übersprayt, die Gleise von hohem Gras überwachsen und bis zu den Bahnsteigkanten mit Plastikmüll aufgefüllt.

Ich fuhr vorbei an den leeren Schaukeln und Rutschen, die man erst vor wenigen Jahren in die Kinderlosigkeit dieser aussterbenden Dörfer errichtet hatte. Nie hatte ich dort ein Kind gesehen, eine Mutter, einen Vater, nur die unruhige Jugend, die zuerst jahrelang vor mir in den Schulbänken gesessen war, bevor sie jetzt hier auf den Bänken der Spielplätze saß, wie auf ein Ereignis wartend, das sie aus der Eintönigkeit befreite. Wie die Alten drehten sie die Köpfe nach jedem vorbeifahrenden Moped aus dem Drahtkäfig hinaus, jedes Fahrzeug eine Abwechslung, ein Versprechen. Man grüßte hinein und eine Hand hob sich im Gegenzug, und immer noch nannten sie mich dann «Herr Fachlehrer».

Ich war froh, dass die Käfige jetzt leer waren und die Kinderschaukeln nur von Krähen besetzt. Ich wollte niemanden sehen.

Am Haus meiner Mutter stieg ich ab. Ich zog den Helm vom Kopf und hörte das vertraute Flattern über die Gartenpools gespannter Plastikplanen im Wind.

Ich blickte hoch, ob ich Mutter am Fenster sehen würde, auch sie

hatte sich angewöhnt, stundenlang aus dem Fenster in die leeren Straßen hinauszublicken, auf leere oder mit Sperrmüll vollgeräumte Balkone der Nachbarn, auf Satellitenschüsseln, in eine Menschenlosigkeit, in der jede Regung mit größter Aufmerksamkeit bedacht wurde.

Ich wusste, ich hätte sofort umkehren müssen, aber ich zwang mich, die Klingel zu drücken. Mutter öffnete. Als ich ihre Post dem übervollen Briefkasten entnahm, erschien mir dieser Handgriff auf eine erschreckende Weise vertraut. So wie ich jetzt das Gartentor aufsperrte, hatte ich es jahrzehntelang aufgesperrt, so hast du die Post genommen, dachte ich, so bist du die Treppen hochgegangen. Ich ging noch nicht hinein, sondern am Haustor vorbei in den schneebedeckten Garten. Am Fischteich kniete ich mich auf die Betonplatten und drückte die Faust gegen das Eis, bis es brach. Ein toter Fisch stieg zwischen den Eisplatten hoch. Ich nahm ihn in die Hand, er war kalt und steif. Ich warf ihn für die Krähen auf den anliegenden Acker.

Der Geruch einer Unruhe hatte auf mich gewartet, einer Unruhe, die mich nachts über die staubigen Sonnenblumen- und Weizenfelder getrieben hatte.

Ich zog die Tür hinter mir zu. Wie dunkel dieses Haus ist, fiel mir auf. Kein Mensch, dachte ich, könnte in dieser Dunkelheit leben. Ich legte die Post auf das kleine Tischchen im Vorzimmer und setzte mich dort auf einen Stuhl, um mir die Schuhe abzustreifen, und spürte ganz deutlich die Gefahr, in die ich mich begeben hatte. Du darfst hier nicht sitzen bleiben, sagte ich mir. Wie um diese Stimme zu übertönen, rief ich jetzt auf die völlig unnötige Frage, wer da sei, meinen Namen in die Dunkelheit des Treppenhauses, durch das einmal – wie lange schien das zurückzuliegen! – Kinderfüße gelaufen waren. Mutter saß auf der Couch vor dem Fernseher.

«Ich bin es», sagte ich.

«Komm her zu mir», sagte sie.

Sie sagte, sie habe mein Bett frisch bezogen. Ein Geruch war in diesem Raum, als habe sie mehrere Tage nicht mehr die Fenster geöffnet, ich

beobachtete das Licht des Fernsehers, das sich auf ihren Wangen bewegte, als sie den Kopf nach mir wandte, aber sie sprach so langsam, als wäre sie gar nicht ganz wach. Alles war doch nur ein Seufzen über die Vergänglichkeit.

«Du kannst bleiben, solange du willst», sagte sie. «Es ist schön, dass du hier bist.»

Obwohl ich wusste, dass ich das nicht durfte, stieg ich wie, dazu verurteilt, gleichzeitig unter beruhigenden Selbstgesprächen die Treppen zu meinem ehemaligen Zimmer hinauf.

Ich machte Licht, klopfte die Bettdecke auf. Auf der Suche nach einem Geräusch öffnete ich das Fenster, das mit Eisblumen überzogen war, ich sah, dass die Krokusse am Fischteich bereits aus der Schneedecke ragten, rosa und weiße Blüten. Regen knisterte im Schnee, der die Dachrinne verstopfte.

Ich dachte an Ina. Und an das Kind.

Es war nicht das erste Mal, dass sie plötzlich allein sein wollte. Unzählige Male waren wir im Laufe unserer Beziehung auf diese Weise voneinander getrennt und noch in der gleichen Woche, oft sogar noch am gleichen Tag wieder vereint gewesen. Hatte sie angekündigt, mehrere Tage allein sein zu wollen, so hatte sie mich noch am Bahnhof aus dem Zug geholt und ich war keine Viertelstunde später mit den gepackten Koffern wieder vor unserer Wohnungstür gestanden.

Wir waren seit fast zwölf Jahren zusammen, aber an die Plötzlichkeit dieser Ausbrüche hatte ich mich nicht gewöhnen können. Einmal hatte ich ihr nachmittags nach dem Unterricht ein SMS geschickt mit der Frage, ob ich für das bevorstehende Abendessen noch etwas besorgen solle, ich erinnerte mich, wie ich noch vor dem Starten meines Mopeds die Worte *Oder lieber Pizza?* niederges tippt hatte, und war nur eine Stunde später vor dem aufgeklappten Sofa eines Kollegen gestanden.

Ich zog mich aus und legte mich ins Bett, aber setzte mich gleich wieder auf, um das Handy aus meinem Rucksack zu holen und auf das Nachtkästchen neben mich zu legen. Ich wartete auf ihren Anruf. Aber diesmal rief sie nicht an.

Jene Ina, die ich vor zwölf Jahren kennengelernt hatte, war ein hübsches Mädchen mit einer auffälligen Flechtfrisur. Ich lachte über diese Erinnerung. Ich konnte mich sogar daran erinnern, dass ich mit ihr im gleichen U-Bahn-Waggon gesessen war. Sie war vor mir ausgestiegen, sie hatte sich nach den Wegweisern umgesehen, hatte den richtigen Ausgang gefunden und war zielstrebig darauf zu gegangen. Aber dann war sie stehen geblieben, etwa zwei Schritte vor der Rolltreppe.

Sie trug eine Leinentasche um die Schulter. Den Daumen locker in die Schlaufe eingehakt, machte sie auf mich den Eindruck eines selbstbewussten Teenagers. Die warmen Septembertage erlaubten, dass sie nur ein schlichtes helles Sommerkleid trug, das mit der stark gebräunten Haut ihrer Arme kontrastierte. Sie war, einen Fuß vor den anderen gestellt, vor der Rolltreppe zum Stehen gekommen.

Sie blickte über die sich bewegenden Treppenteile hoch auf die Kirche an der über uns liegenden Straße. Aus ihrer Tasche zog sie einen Stadtplan, faltete ihn auf. Ja, sagte ihr Gesicht, hier war sie richtig, hier musste sie hoch. Aber sie ging nicht hinauf. Sie wartete.

Ina und ich haben später oft im Spaß darüber gestritten, denn natürlich weigerte ich mich, ihr gegenüber zuzugeben, dass ich mich bereits damals in die Form ihrer gebräunten Oberarme verschaut hatte. Ich glaube jedoch, mein Interesse war damals allein durch die Tatsache, dass sie direkt vor dieser Rolltreppe stehen blieb, geweckt worden, nicht durch die Schönheit ihrer Arme.

Ina wartete, bis die Rolltreppe abstoppte.

Dann machte sie einen Schritt auf sie zu. Die Rolltreppe fuhr an, und sofort sprang Ina zurück. In ihrem Gesicht stand ein Ausdruck der Verwunderung. Sie schüttelte den Kopf wie über eine widersinnige Begebenheit.

Ich weiß, dass es unglaublich klingt, und mir gegenüber streitet sie diese Behauptung auch ab. Aber alles in ihrem Gesicht verriet, dass sie einfach nicht verstand, wie man dieses Gerät benutzen sollte.

Nach mehreren Versuchen landete sie mit beiden Füßen gleichzeitig auf einer der Treppenstufen. Die Rolltreppe lief an. Mit beiden Händen krallte sie sich an dem Band an der Seite fest und hatte kaum den ersten Schock überwunden, als sie sich darüber gewahr wurde, dass sie am Ende der Rolltreppe wieder von ihr loskommen müssen würde. Was war das für eine teuflische Erfindung? In dem Moment bemerkte sie mich. Ich war hinter ihr aufgesprungen. Ich glaube, sie war nicht sehr erfreut darüber, dass ich sie beobachtet hatte, aber sie hatte Angst, das Band loslassen zu müssen, um mich zu maßregeln. Als sie oben anlangte, sprang sie, wie es Kinder machten, mit beiden Beinen gleichzeitig hinaus. Man konnte hören, wie sie erleichtert aufatmete.

Ina und ich hatten beide an der Pädagogischen Akademie zu studieren begonnen. Wir waren derselben Wiener Hauptschule zugeteilt worden, um dort den Unterricht zu hospitieren.

Es war ihr anzusehen, dass sie sich so schnell wie möglich von mir entfernen wollte. Aber als sie draußen den Kopf nach dem Gassenamen auf dem Schild vor der Kirche reckte, sprach ich sie an.

Sie versuchte überrascht zu wirken, und dabei rutschte ihre Leinentasche von ihrer Schulter bis zu ihrer Armbeuge herab. Sie fuhr mit dem Daumen unter die Schlaufe und schob sie wieder auf ihre Schulter.

Ina hatte eine dunkle, warme Stimme, in der sich der Dialekt des Marchfeldes festgesetzt hatte. Damals versuchte sie noch nicht, ihn zu verbergen.

Ja, sagte sie, auch sie sei zur Hospitation an diese Schule geschickt worden. Dabei hielt sie mir den Stadtplan hin. Auf ihren Unterarmen kringelten sich goldene Härchen, ich ließ mich von ihnen berühren. Ob ich denn wisse, wo wir jetzt hin müssten.

Zwei Stunden lang saßen wir in der hintersten Bank einer ersten Klasse und starrten auf eine Wand gegenüber der Fensterfront, die mit zahllosen Kindermalereien ein und desselben Motivs ausgehängt war: Maria hob ihren Mantel, der aussah wie ein Rock, und ließ ihn über die Menschen darunter fallen. Der Spruch *Maria breit' den Mantel aus, mach'*

Schutz und Schirm für uns daraus prangte in unzähligen, ganze A4-Blätter ausfüllenden Buchstaben von der Wand.

Auf den viel zu kleinen Stühlen buckelten wir uns und beobachteten die Englischlehrerin, die vor der Tafel auf und ab lief. Sie verteilte Kärtchen an einige Schülerinnen, auf denen Früchte abgebildet waren, und wenn einer ihrer Schüler diese Früchte in die Hand bekam, sagte er: «*I like apples*» oder: «Die alte Sau soll scheißen gehen.»

Mir war Inas Dialekt schon zuvor aufgefallen. Jetzt schien mir ein passender Augenblick, sie danach zu fragen.

«Bist du aus dem Marchfeld?», fragte ich.

Sie nickte – erleichtert – und nannte dann den Namen ihres Dorfes, und ich sagte, dass ich nur wenige Kilometer von ihr entfernt in der Nähe der Bezirkshauptstadt wohne.

Die Lehrerin sagte: «*Do you like oranges?*» und umringelte den letzten Buchstaben mit roter Kreide, und Ina beugte sich zu mir und flüsterte: «Ich weiß aber nicht, ob ich das» – und dabei deutete sie auf die Lehrerin an der Tafel – «wirklich machen will.»

Am Nachmittag waren wir entlassen. Wir gingen zurück zur U-Bahn-Station, aber dann schlug ich vor, noch über den Naschmarkt zu gehen. Sie sagte, sie kenne sich überhaupt nicht aus. Wien sei ihr im Grunde unbekannt. Sie sei froh, jemanden *aus der Heimat* bei sich zu haben. Diese Formulierung machte mich nachdenklich.

Ina hatte noch nie eine Ananas gegessen. Ich kaufte eine. Mit einem Taschenmesser schnitt ich ihr ein Stück ab, hielt es ihr hin. Sie nahm es nur zwischen zwei Finger. Sie sah mir zu, wie ich aß. Sie lachte. Es war sehr schön, wie sie lachte.

Sie kannte auch Datteln und Mangos nicht. Als ich ihr eine zeigte, war sie erstaunt, wie kompliziert diese Frucht zu schälen sei.

«Natürlich habe ich schon welche im Supermarkt gesehen, aber ich bin nie auf die Idee gekommen, eine zu kaufen», sagte sie. Und während wir immer weiter in den Naschmarkt hineingingen, der sie ob all der Menschen zunehmend beunruhigte, gleichzeitig faszinierte, deutete sie

auf weitere Dinge, die sie nie gegessen hatte: Khakis und Maracujas, von den Fischen in den Vitrinen hatte sie nie etwas gehört, die meisten Gewürze waren ihr unbekannt. «Safran», sagte sie. Der Händler hielt ihr einige Fäden unter die Nase. Sie roch daran. Sie fand es ekelhaft.

Als ich sie fragte, wo und vor allem wie sie denn aufgewachsen sei, sagte sie etwas von einem strengen Vater, dann von einem Bauernhof im Marchfeld, etwas von einer Tradition, von Ziegen und der Kartoffelernte. Ina gefiel mir. Ich freute mich über die Gelegenheit, sie regelmäßig zu sehen, zumindest in dieser gemeinsamen Woche in der Besuchsschule. Ich schlug vor, uns jeden Morgen in einem bestimmten Abteil im Zug zu treffen.

Auf der Höhe der Kettenbrückengasse warf sie das Stück Ananas in einen Kanaldeckel. Sie blickte ihm nach, bis es irgendwo im Kanal leise ins Wasser platschte. Es gefiel mir, dass sie mit ihrer Antwort wartete.

«Ja, das ist gut», sagte sie. Aber jetzt müsse sie heim: das Essen. Und von den vielen fremden Gerüchen würde ihr schlecht.

Und weil ich mir nach allem, was sie mir über ihren Vater gesagt hatte, nicht vorstellen konnte, dass er für seine Familie kochte, fragte ich: «Und was kocht deine Mutter dann für euch?»

Sie blieb stehen, schlug die Augenlider nieder. Sie blieben lange geschlossen, auch noch, als sie sagte: «Bitte, frag besser nicht nach meiner Mutter.»

Die ganze Woche saßen wir die Vor- und Nachmittage gemeinsam in der letzten Bankreihe. Wir starrten auf die Lehrerin, die kaum ein Wort mit uns sprach. In den Freistunden sonnten wir uns im Anton-Benya-Park.

Ina war noch nie im Ausland gewesen. Sie sagte, sie habe eigentlich auch gar keinen Reisepass, und die längste Zeit habe sie auch gar keine Geburtsurkunde gehabt, keinen Staatsbürgerschaftsnachweis, keinen Meldezettel. Sie habe von all diesen Dingen erst durch die Inskriptionsbedingungen an der Pädagogischen Akademie erfahren. Im Dorf, sagte sie, sei sie einfach da gewesen. Dabei lachte sie. Niemand habe etwas

gefragt, und sie habe nie irgendeine Bestätigung für irgendetwas gebraucht.

«Hast du ein Handy?», fragte ich.

Ich gebe zu, es war keine besonders elegante Methode, um an ihre Telefonnummer zu gelangen.

«Nein», sagte sie. Niemand habe ein Handy in ihrer Familie.

«Willst du eines? Ich kaufe dir eines. Es kostet nicht viel.»

Die Vorstellung gefiel ihr, obwohl sie es natürlich sofort ablehnte, von mir ein solches Geschenk anzunehmen. Sie blätterte einhundertfünfzig Schillinge auf den Glastresen, und als der Verkäufer das Gerät aus der Packung nahm und ihr zeigte, wie es zu bedienen war, blickte ich auf Inas Finger. Sie hatte sie vorsichtig auf die markanten Tasten geschoben. Die Fingerkuppen waren von einer dicken Hornhaut gepolstert, die Nägel kurz geschnitten. Es waren die Hände eines Menschen, der es gewohnt war, körperlich zu arbeiten.

[...]